

"Wie gefährlich sind unsere Ängste?"

Diskussion zur LMU-Studie "Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit in Bayern" am 2. März 2017 im KDH

Fünf Anmerkungen aus Sicht der Caritas:

1. Die „gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“ ist kein theoretisches Hirngespinnst aus dem sogenannten „akademischen Elfenbeinturm“ (wie es bisweilen politisch verharmlost wird), sondern allzu oft traurige, leidvoll erfahrene Realität – am eigenen Leibe erfahren auch von Menschen, für die sich die Caritas engagiert:
 - Etliche Langzeitarbeitslose und Armutsbetroffene zum Beispiel wissen, wie es sich anfühlt, pauschal der Faulheit verdächtigt und für aktivierungsbedürftig gehalten zu werden, nicht nur von einzelnen Menschen, sondern auch institutionell.
 - Und viele Geflüchtete machen die Erfahrung, misstrauisch, abwertend oder feindlich beäugt, angesprochen und behandelt zu werden. „Behandlung“ ist in diesem Fall ein zu schönes Wort für über 3500 Angriffe auf Flüchtlinge und Unterkünfte in Deutschland, allein in 2016. Und sie wissen, was es heißt, politisch-populistisch als Sündenböcke missbraucht zu werden.

2. Wenn sich Menschen ehrenamtlich wie hauptamtlich für diese Menschen engagieren, ihnen mit Rat und Tat zur Seite stehen und sich auch politisch für ihre Anliegen einsetzen, dann ist das gleichsam ein „Tat-Zeugnis“ – ein Tat-Zeugnis gegen gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit, gegen abwertende und ausgrenzende Vorurteile und Feindseligkeiten.

In der sozial-caritativen Arbeit, v.a. in lebendiger Begegnung und Beziehung kann die heilsame Kontrast-Erfahrung gemacht werden, wirklich gesehen und anerkannt zu werden, statt nur als vermeintlich bloßer Teil einer vermeintlich minderwertigen oder gefährlichen Gruppe verkannt zu werden.

Den einzelnen Menschen (den einzelnen Geflüchteten, den einzelnen Armutsbetroffenen) als diesen einen Menschen anzuerkennen, heißt übrigens nicht (wie der beliebte und perfide Vorwurf der Gutmenschen-Naivität unterstellt), ihn oder seine sozialen und kulturellen Hintergründe zu idealisieren. Anerkennen kann sehr wohl bedeuten, sich fragend und fordernd, kritisch und konfrontierend mit ihm auseinanderzusetzen. Es bedeutet schlicht, ihn als diesen Menschen wahrzunehmen und ernst zu nehmen.

3. Sozial-caritatives Engagement hat dieses große Potential, Anerkennung zu geben, doch nicht immer wird dieses Potential realisiert. Manchmal zeigen und äußern sich auch bei Menschen, die sich engagieren, problematische Einstellungen.

Freilich: Jeder Mensch hat von anderen Menschen mehr oder weniger reflektierte Bilder im Kopf, Vorannahmen und manchmal auch Vorurteile. Wir alle neigen dazu, Zuschreibungen und Vorab-Bewertungen vorzunehmen und für bare Münze zu nehmen; wir alle neigen manchmal dazu, Menschen (vor allem solche, die uns „anders“ erscheinen) auf ihre vermeintliche Gruppenzugehörigkeit zu reduzieren. Das ist zunächst einmal menschlich und bequem; das gibt es auch bei Menschen, die sich sozial engagieren, und ja: Selbstverständlich kenne ich das auch von mir persönlich.

Hier gilt es, wachsam dagegen zu halten (bei Anderen wie bei sich selbst), darauf zu drängen, Vorannahmen und Zuschreibungen zu reflektieren (damit beginnend, ihrer überhaupt gewahr zu werden) und auch zu korrigieren. Und selbstverständlich gilt es auch, abwertende oder feindselige Äußerungen und erst recht Handlungen nicht durchgehen zu lassen und ohne Widerspruch hinzunehmen.

Der Vorstand des Diözesan-Caritasverbands hat sich ganz in diesem Sinne im vergangenen Herbst in einem offenen Brief eindeutig gegen Vorurteile, Abwertungen und Feindseligkeiten positioniert, wo auch immer diese sich äußern und zeigen. Zugleich unterstützt der Caritasverband Haupt- wie Ehrenamtliche durch Argumentationshilfen in ihrem Widerspruch gegen Vorurteile und Feindseligkeit.

Natürlich muss man differenzieren: Eine offen feindselige Handlung (vor allem eine gewaltsame Handlung) gegenüber einem Menschen ist etwas anderes (auch in moralischer Hinsicht) als etwa eine unbefachte, von unbewussten Vorurteilen, Unwissen oder Unachtsamkeit geprägte Wortwahl. Und doch: Feindseligkeit beginnt eben im Kleinen. Und sie normalisiert sich und sie steigert sich, wenn wir uns nicht bereits im Kleinen um Offenheit für den konkreten Anderen, um achtsame Kommunikation und um Anstand bemühen. Ich wähle bewusst diesen etwas altertümlich-konservativen Begriff „Anstand“. Manche politische Äußerungen über Geflüchtete (keineswegs nur aus der AFD oder aus offen menschenfeindlichen Gruppen und Medien, sondern auch aus sogenannten „konservativen“ Kreisen) waren nicht „politisch un-korrekt“, sondern schlicht unanständig.

4. Es mag sein, dass sich negative Zuschreibungen gerade dann zu feindseligen Einstellungen verfestigen, wenn Angst im Spiele ist. Der Titel dieser Veranstaltung erweckt denn auch geradezu den Eindruck, Ängste seien die eigentliche Ursache für Feindseligkeit. Das erscheint mir allerdings zu einfach:
 - Erstens gibt es genügend Rassisten, Chauvinisten, Antisemiten, Islam-Hasser und so weiter, die weder Angst noch Grund zur Angst haben. Es sind schlicht und einfach Menschen-Feinde, für die man nicht auch noch Verständnis haben sollte, indem man ihre vermeintlichen Ängste aufgreift (während man die sehr begründeten Ängste von Afghanen vor einer Abschiebung ins angeblich so sichere Afghanistan ignoriert oder lächerlich macht – wie zum Beispiel der grüne Boris Palmer, der vorrechnet, in Chicago sei es doch viel gefährlicher).
 - Zweitens sind Ängste nicht selten irrational und unangemessen, und von erwachsenen Menschen kann man (in der Regel) erwarten, mit diesen Ängsten verantwortlich umzugehen und nicht einfach politische Forderungen an Andere daraus abzuleiten. Wenn ich eine Dackel-Phobie habe, erwächst daraus keine legitime Forderung, den Englischen Garten dackel-frei zu halten. Ins Ernsthafteste gewendet: Wenn es mir Angst macht, wenn zwei Männer sich öffentlich küssen, erwächst daraus kein Anspruch, dass sich Homosexualität zu verstecken hat. Ja, die offene Gesellschaft kann irritieren und verstören, aber es gibt nun mal kein Grundrecht auf ein irritationsfreies Leben.
 - Drittens sind es oft nicht die Ängste, die gefährlich sind. Gefährlich ist eine Rhetorik (auch eine politische Rhetorik, oft massenmedial verstärkt), die diese Ängste unter dem Motto des „Ernstnehmens“ erst schürt, bewirtschaftet und zu nutzen weiß. Dies gilt insbesondere für Ängste vor Status- und Wohlstandseinbußen bis weit in gut situierte Kreise hinein, die zum Teil (ich betone: zum Teil!) objektiv kaum begründet sind und daher nicht instrumentalisiert und dadurch noch verstärkt werden sollten.
 - Viertens gibt es (leider) tatsächlich auch Ängste, die in der Tat wohlbegründet sind und die nicht zuletzt in manchen Zielgruppen der Caritas präsent sind, vor allem die Angst bei „angestammten“ sozial Benachteiligten, nun auch noch mit anderen (hinzukommenden) Benachteiligten (Geflüchteten und Migrantinnen) um die ohnehin knappen Ressourcen und auch um gesellschaftliche Aufmerksamkeit konkurrieren zu müssen. Die Ängste dieser Menschen (die meines Erachtens als Befragte übrigens zu wenig im Fokus der Studie sind) erzeugen zwar keineswegs „automatisch“ feindselige Einstellungen gegenüber den „Konkurrenten“: Es gibt durchaus auch gruppenübergreifendes Verständnis füreinander und Solidarität unter den Benachteiligten. Und doch können diese Ängste eine gefährliche Mischung aus Frustration und Feindschaft massiv befördern, vor allem dann, wenn sie politisch benutzt und befeuert werden, indem beispielsweise behauptet wird, das Niveau der Jugendhilfe für traumatisierte Geflüchtete müsse gedeckelt werden, weil man nur so den anderen sozial Benachteiligten gerecht werde. Stattdessen ist eine echte „Ent-Ängstigung“ gefragt - indem die verschiedenen benachteiligten Gruppen eben nicht in eine sich verschärfende Konkurrenz um Arbeit, Wohnraum und andere Ressourcen getrieben werden, sondern indem wir gesamtgesellschaftlich grundlegende Güter und Ressourcen fair verteilen – und alle (gerade auch die, die es sich ökonomisch problemlos leisten können) dazu heranziehen.

Damit bin ich bei meinem letzten (fünften) Punkt, nämlich bei der Frage, was man tun könne, um gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit zu vermeiden und zu verringern. Nur ein paar Stichworte:

- Eine gerechte Verteilung von Gütern und Belastungen sowie ausreichende soziale Investitionen in die Lebenschancen *aller* Bürgerinnen und Bürger können den potentiell feindlichen Neid auf scheinbar Begünstigte „Andere“ reduzieren.
- Mehr ökonomische und soziale Sicherheit kann Abstiegsängste und damit nach „unten“ gerichtete Abgrenzungs- und Abwertungsbedürfnisse verringern.
- Bildung kann dazu beitragen, mit den eigenen Vorannahmen und Vorurteilen sensibel und reflektiert umzugehen. Allerdings: Hier hätte ich mir von der Studie genauere Hinweise gewünscht, *welche* Bildung tatsächlich diesem Ziel dient. Es kann bei der Lektüre der Eindruck entstehen, dass akademische Bildung „als solche“ menschenfeindliche Einstellungen spürbar reduziere. Mir fällt dazu ein denkwürdiger Abend im Münchner Literaturhaus mit Thilo Sarrazin ein, an dem jeder Versuch des Soziologen Armin Nassehi, ein wenig zu differenzieren, aggressiv niedergebrüllt wurde – eben auch von Vertretern des formal hochqualifizierten Münchner Bildungsbürgertums. Auch der Nationalsozialismus wäre ja nicht möglich gewesen ohne die bereitwillige Mitwirkung großer Teile der Bildungselite. Gleichwohl, trotz dieser Bedenken: Zweifellos kann Bildung Menschenfeindlichkeit reduzieren und Gemeinschaftsbildung befördern, wenn es in der Bildung eben auch um Aus-Bildung von Empathie, von sozialer Kompetenz und von Freude an der Diversität geht. Konzepte und auch Praxisbeispiele dafür gibt es (nicht zuletzt bei freien Trägern von Jugendarbeit und kultureller Bildung), man muss sie nur politisch wollen und ermöglichen.
- Nicht zuletzt sind es natürlich reale Kontakte, sind es Begegnungen und Beziehungen über den eigenen sozialen Tellerrand hinaus, die Ängste reduzieren und Feindlichkeit unwahrscheinlicher machen können. Die „Kontakthypothese“ wird ja in der Studie diskutiert. Wichtig scheint mir jedoch, diese Kontakte gut zu „rahmen“ und zu reflektieren (ansonsten sehe ich auch im realen Kontakt allzu oft nur das, was ich sehen will und eh schon meine zu wissen), und dass diese Kontakte nicht primär in Konkurrenz-Situationen stattfinden.

Letzter Satz: Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit ist eine sehr alte und immer wieder neue Versuchung, die unter bestimmten Umständen sehr verlockend sein kann – sie steckt uns aber nicht in den Genen, jedenfalls nicht so, dass wir sie achselzuckend und fatalistisch hinnehmen müssten. Wir können auch anders.

Dr. Thomas Steinforth

Vorstandsreferent im Caritasverband der Erzdiözese München und Freising e.V.